

# Evangelisch-Lutherisches Gemeinde = Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synoden von Wisconsin und Minnesota.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch H. E. N. A. u. m. a. n. n.'s Buchhandlung in Dresden.

Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Hatte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräbner, 686—10. Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelber sind zu adressiren: Rev. Th. Zäfel, Milwaukee, Wis.

21. Jahrg. No. 2.

Milwaukee, Wis., den 15. September 1885.

Lauf. No. 514.

Inhalt. — Die Papstkirche. — Komm, Herr Jesu, sei unser Gast. — Zeitsünden. — Der christliche Hausgottesdienst. — Heiden und Heidenchristen. — Kürzere Nachrichten. — Bächtisch. — Kirchweihe. — Ordbination und Einführung. — Missionsfeste. — Aufforderung. — Zu gefälliger Beachtung. — Conferenzen-Anzeige. — Allgemeine Pastoral-Conferenz. — Quittungen.

## Die Papstkirche.

Der Hochmuth war die Sünde, die der Satan, die alte Schlange, unserer Stammutter Eva ins Herz hinein redete: „Ihr werdet sein wie Gott“, das war die Aussicht, welche der Verführer ihr eröffnete, oder vielmehr erlog, und sie nahm von der verbotenen Frucht und aß und gab ihrem Manne auch davon. —

Als in der Fülle der Zeit, da der Weibessame und Schlangentreter erschienen war, Gott das Paradies der Kirche des neuen Testaments auf Erden gegründet hatte, ließ Er auch bald seine Christenheit warnen vor dem Widerchrist, „der sich werde setzen in den Tempel Gottes als ein Gott und vorgeben, er sei Gott.“ 2. Thess. 2, 4. Bald regte sich die Bosheit heimlich. Bald traten auch öffentlich und immer deutlicher die Anzeigen des Geheimnisses der Bosheit zu Tage. Man sah, wie einst in des Pharisäers Hause bei Tisch, Luc. 14, 7., bei den angesehenen Bischöfen der Christenheit, „wie sie erwählten, oben an zu sitzen“. Rom, die alte Welthauptstadt, Constantinopel, die neue Kaiserstadt, Antiochien, die prächtige Hauptstadt von Syrien, Alexandrien, der alte Hochsitz der Gelehrsamkeit und Hauptstadt Aegyptens, und Jerusalem, die Geburtsstadt der Christenheit des neuen Bundes, wurden mit der Zeit Regierungssitze christlicher Kirchenfürsten auf Bischofsthronen, und mit neidischen Augen sah einer dieser kirchlichen Machthaber auf das wachsende Ansehen der übrigen. Als dann im siebenten Jahrhundert Antiochien, Jerusalem und Alexandrien den Muhamedanern in die stahlbewaffneten, blutriesenden Hände fielen und so nicht nur durch Abfall vieler Christen, sondern vornehmlich durch die Losreißung ihrer Gebiete vom römischen Reich die Bischöfe dieser Städte ihren politischen Einfluß verloren, wurde der Wettstreit auf die Bischöfe der beiden Hauptstädte Rom und Constantinopel beschränkt, und diese beiden machten sich nun noch eine Zeitlang den Rang streitig. Zunächst konnte der Bischof von Constantinopel im Vortheil erscheinen. Hier hatten die Kaiser ihren Hof und hohen Thron, und bei der Verquickung von Staat und Kirche, wie sie

leider seit Constantin dem Großen im römischen Reich bestand, konnte der Kirchenfürst der Hauptstadt an dem Reichsoberhaupt einen starken Rückhalt finden, und wie des Kaisers Reich die Oikumene, die bewohnte Erde, genannt wurde und der Kaiser als „ökumenischer“ Herrscher da stand, so konnte der Bischof der neuen Welthauptstadt auch als „ökumenischer“ Bischof dastehen. Als man aber in Constantinopel anfing, diesen Titel, der übrigens auch anderen Bischöfen beigelegt worden war, dem Bischof der Hauptstadt zuzueignen, erhob sich gegen diese Verneffenheit von Rom aus lauter Widerspruch. Der Bischof Gregor der Große erklärte, in dieses strafbare Wort willigen heißen den Glauben einbüßen, und man könne an solchem Stolge des constantinopolitanischen Bischofs sehen, wie nahe die Zeiten des Antichrists seien; wer sich einen allgemeinen Bischof nennen lasse, sei ein Vorläufer des Antichrists. — Aber derselbe Gregor schrieb auch, es könne niemand daran zweifeln, daß die constantinopolitanische Kirche der römischen unterworfen sei, ja daß ihr alle Bischöfe unterworfen seien. Was ist nun der Unterschied zwischen einem Bischof über alle und einem allgemeinen Bischof? Oder war es vielleicht nur der Titel, den der Rombischof so verwerflich fand? Hören wir, was weiter geschah. Gegen denselben Kaiser, dem Gregor Vorstellungen gemacht hatte über die Verleihung jenes Titels an den Bischof zu Constantinopel, erhob sich Phokas, ein roher, gemalthatiger, wollüstiger Soldatenhauptmann. Er ließ, nachdem er als Thronräuber in der Hauptstadt sich hatte krönen lassen, den Kaiser, der in Chalcedon Schutz gesucht hatte, dort mit seinen fünf Söhnen in der Kirche festnehmen, die Kinder vor des Vaters Augen und dann diesen selbst umbringen, nachher des Kaisers Gemahlin und Töchter foltern und ebenfalls hinrichten. Und bei diesem Kron- und Thronräuber und Raismörder reichte Bonifacius III., der Rombischof, welcher im zweiten Jahre nach Gregors Tode den römischen Bischofsstiz einnahm, ein Gesuch ein, auf welches Phokas dem Bischof von Constantinopel die Führung des Titels eines allgemeinen Bischofs untersagte und den Bischof von Rom als über allen Kirchen stehend erklärte.

Damit war freilich für den Rombischof auf die Dauer nichts geändert. Schon des Phokas Nachfolger auf dem Kaiserthron legte wieder seinem Bischof von Constantinopel den ihm von Phokas untersagten Titel bei, und auch in der Folgezeit haben die Bischöfe jener Hauptstadt diesen Titel geführt.

Aber die äußeren Vortheile, welche den Bischöfen

von Constantinopel durch die Nähe des Thrones geboten wurden, waren auch mit großen Nachtheilen gepaart. Dies lehrt uns schon das Beispiel des Phokas. Hatte nämlich auf irgend eine Weise ein solcher Hofbischof sich die Mißgunst des Herrschers zugezogen, so wurde er, wenn es noch gut ging, wohl ganz facte kalt gestellt, und wenn es übel ging, wohl auch mit Polizeigewalt oder einer Abtheilung Militär auf Reisen gebracht. Hingegen der Bischof von Rom hatte den Vortheil, daß er nicht nur weniger leicht dem Kaiser an die Räder fuhr, indem Rom von Constantinopel durch viel Berg und Thal und Meerwasser getrennt war, sondern wenn etwas vorkam, so galt bei den Römern das Sprichwort: „Weit davon ist gut vorm Schuß.“

Dazu aber kam, daß der Rombischof für sein Ansehen sich eine Grundlage zurecht gemacht hatte, die nicht von der Gunst oder Ungunst eines Kaisers abhing. Diese Grundlage war aus drei Fabeln zusammengezimmert. Die erste Trugplanke war die, daß man fabelte, Petrus sei der Erste und Vornehmste, der Fürst unter den Aposteln gewesen. Davon steht in der Bibel nichts. Das hingegen steht in der Bibel, daß Petrus seinen Herrn und Meister mit Fluchen und Schwören verleugnet hat; das haben die anderen Apostel nicht gethan. Und Petrus nennt sich selbst einen „Mittältesten“ der Männer, die den Gemeinden hin und her in den Landen als Lehrer und Seelsorger diente. Das zweite Märlein war, daß Petrus der erste Bischof der römischen Gemeinde gewesen sei, daß also die späteren Bischöfe von Rom Nachfolger des Petrus gewesen wären, während es doch nicht nur nicht bewiesen, sondern auch höchst unwahrscheinlich ist, daß Petrus überhaupt sich längere Zeit in Rom aufgehalten habe, und die Sage von der bischöflichen Wirksamkeit des Petrus in Rom mit dem, was wir im Neuen Testament über die römische Gemeinde erfahren, durchaus unvereinbar ist. Aber selbst wenn Petrus der Apostelfürst und erste Bischof von Rom gewesen wäre, wie er beides nicht war, so wäre immer noch die dritte Behauptung der Päpste hinfällig, daß nun die späteren Bischöfe von Rom als Nachfolger Petri einen Vorrang vor den übrigen Bischöfen der Christenheit und Gewalt über alle Gemeinden hätten. Denn insofern das Apostelamt das erste Predigtamt in der christlichen Kirche war, sind alle christlichen Prediger Nachfolger Petri und der übrigen Apostel; insofern aber Petrus ein Apostel war, von Christo unmittelbar berufen und gesandt zu predigen in aller Welt, wie die übrigen Apostel, hat er gar keinen Nachfolger je ge-

habt; denn es hat nach jenen in der Schrift Apostel genannten Gründern der christlichen Kirche keine Apostel mehr gegeben. Insofern aber Petrus des Himmelsreichs Schlüssel überkommen hat, hat er nichts voraus vor irgend einem Christenmenschen auf Erden; denn das Amt der Schlüssel ist die besondere Kirchen-gewalt, die Christus seiner Kirche auf Erden gegeben hat. — Aber die römischen Bischöfe und ihre Anhänger steiften sich immer mehr darauf, daß ihnen als den Inhabern des Stuhles Petri der Vorrang gebühre, und viele und immer mehr Leute sahen ihren zeitlichen Vortheil darin, diese Ansprüche anzuerkennen.

Doch auch nach anderen Stützen ihrer Macht thaten die römischen Bischöfe, für die seit dem 4. Jahrhundert der Titel Papa, Papst, gebräuchlich wurde, sich um. Als es ihnen klar geworden war, daß die Bischöfe von Constantinopel und der dortige Kaiserthron ihnen die Stellung nicht einräumen würden, die sie beanspruchten, machten sie sich von der Herrschaft des Ostens los und reichten ihre Hand zur Aufrichtung eines neuen Thrones im Abendlande. Dabei verfuhr man mit großer Klugheit, freilich nicht Klugheit der Gerechten, sondern zugleich mit mancherlei Ungerechtigkeit.

Auf dem fränkischen Königsthron saß im Jahre 752 der letzte König aus dem Hause der Merowinger. Sein Hausmeister Pipin wollte lieber selber König sein. Darum stieß er, nachdem er sich im Voraus die Billigung des Papstes zu diesem Kronraub eingeholt hatte, seinen König vom Thron und setzte sich selber darauf. Zum Dank dafür stahl Pipin ein Stück Land in Italien und schenkte es dem Papst, und der nahm es an.\*) Diese Schenkung bestätigte und erweiterte später Pipins Sohn, König Karl, der Große genannt. Damit man aber nicht gänzlich den fränkischen Königen diesen Besitz verdanke, erfand man eine Schenkung Constantins des Großen. Hingegen verpflichtete sich der Papst dem Großen Karl zu Dank, indem er ihm am Weihnachtsfeste des Jahres 800 in Rom zum römischen Kaiser krönte.

Schon ehe der Rombischof so weit war, hatte er auch einen kräftigen Anfang der geistlichen Unterjochung der Völker des Abendlandes gemacht. Ein rühriges und gefügiges Werkzeug dazu hatte er an dem brittischen Mönch Winfried, auf Lateinisch Bonifacius genannt. Derselbe reiste selber mehrmals nach Rom, um sich Instructionen zu holen, leistete auch, als ihn der Papst zum Bischof machte, als der erste außeritalienische Bischof, der sich dazu hergab, dem Papst den Treueid und schwor, ihn die Völker zuzuführen, die er bekehren würde. In Deutschland führte er dem Bitten und Flehen deutscher Christengemeinden um Verbeibaltung ihrer deutschen Gottesdienste zum Trotz die lateinische Sprache in die Kirchen ein und knechtete die Christen und ihre Prediger mit mancherlei päpstlichen Menschenjatzungen.

Raum hatte Karl dem Großen der Tod die Zügel des Reichs aus der kräftigen Hand genommen, als auch der Papst anfing, eine andere Sprache mit den Königen und Kaisern des neuen Reichs zu reden. Als sich die Söhne des Sohnes und Nachfolgers Karls des Großen gegen ihren Vater empörten, machte der Papst

mit ihnen gemeinschaftliche Sache, und im Laufe der folgenden Jahrhunderte haben die Päpste, wo es galt, ihre Macht zu erweitern oder zur Geltung zu bringen, sich nie gescheut, Kaiser und Könige zu Grunde zu richten und mit ihren empörerischen Unterthanen gemeinsames Spiel zu treiben.

Und wie über die Könige auf Erden, so überhob sich der Papst mehr und mehr über alles, was Gott oder Gottesdienst heißt und über die Gewissen der abendländischen Christenheit. Ihre Gewalt über alle Kirchen und Kirchendiener gründeten die Päpste seit dem neunten Jahrhundert auf den unverfälschten literarischen Schwindel, den die ganze Weltgeschichte kennt, die sogenannten Fälschungen Dekretalen, eine Sammlung angeblich von früheren Päpsten und Kirchenversammlungen herrührender Dokumente, in denen der Papst von Rom als Grund und geistlicher Beherrscher der ganzen Christenheit dargestellt ist, als die Behörde, an welche von überallher als höchste Instanz appellirt werden könne und bei deren Entscheidung es in allen Fällen sein Bewenden haben müsse, ohne den auch keine Kirchenversammlung etwas Gältiges beschließen oder verfügen könne. Diese Schriftstücke sind nun zum großen Theil gefälscht, und zwar ist der Betrug mit einer Plumpheit und Frechheit ausgeführt, daß man sich nicht genug wundern kann, wie es möglich war, daß ein solches Machwerk sich halten konnte, bis lutherische Geschichtsforscher den Betrug aufdeckten und nachwiesen. So findet sich in der Sammlung ein Brief des Papstes Victor, der um das Jahr 200 lebte, an Theophilus von Alexandrien, der zweihundert Jahre später lebte, also noch schlimmer, als wenn jemand behauptete, er hätte einen Brief aufgefunden vom alten Fritz an den Präsidenten Cleveland. In Schriften angeblich von Päpsten aus den ersten drei Jahrhunderten werden dort Bibelprüche angeführt nach einer Uebersetzung, die erst um die Grenze des vierten und fünften Jahrhunderts entstanden ist. Mit solchen offenbaren Lügen haben die Päpste, die ja alle sollen unfehlbar gewesen sein, Jahrhunderte hindurch die Christenheit geschurigelt.

Einen weiteren Aufschwung nahm das Ansehen und die Macht des Papsttums, als vom Ende des elften Jahrhunderts an unter des Papstes Panier eine Reihe großartiger Kriegszüge nach dem gelobten Lande unternommen wurde, um die Stadt Jerusalem den Muhamedanern zu entreißen. Das waren die sogenannten Kreuzzüge, auf denen die Ritterschaft der abendländischen Christenheit daran gewöhnt wurde, dem Ruf des Papstes zu Rom gemäß und unter seinem besonderen Segen das Schwert zu ziehen, das nur in den Dienst ihrer Obrigkeit hätte gestellt werden sollen.

Wohin sich so von Stufe zu Stufe die Päpste endlich verstiegen, werden wir am kürzesten darthun, wenn wir den Inhalt eines Ausschreibens, einer „Bulle“ angeben, die im Jahre 1302 der Papst Bonifacius VIII. ausgehen ließ, und die nach ihren Anfangsworten als die Bulle Unam Sanctam bekannt ist. In dieser Bulle geht er aus von dem Glaubenssatz, daß es nur eine heilige katholische Kirche gebe, außer welcher kein Heil, keine Vergebung der Sünde zu finden sei. Zu dieser Kirche, sagt er, gehören nur diejenigen, die sich zu dem Nachfolger Petri halten; daher denn die griechische Kirche, sowie alle anderen, die dem Petrus und seinen Nachfolgern nicht ergeben seien, nicht zu den Schafen Christi gehören könnten; denn zu Petrus habe der Herr gesagt: „Weide meine Schafe“, und es gebe nur einen Schafstall und nur einen Hirten desselben. Daß aber, sagt er weiter, in dieser Kirche

zwei Schwerte sind, ein geistliches und ein weltliches, lehrt uns das Evangelium. Als nämlich die Apostel sagten: „Siehe, hier sind zwei Schwerte,“ antwortete der Herr nicht: „Es ist zu viel“, sondern: „Es ist genug“. Beide Schwerte sind also in der Gewalt der Kirche, das geistliche und das weltliche; jenes muß von der Kirche, jenes für die Kirche angewandt werden; jenes durch den Priester, dieses durch Könige und Soldaten, aber nach dem Wink und der Duldung des Priesters. Ein Schwert aber müsse unter dem andern sein, das weltliche Ansehen müsse der geistlichen Gewalt unterworfen sein. So werde die Weissagung des Propheten Jeremias erfüllt: „Ich habe dich heute über Völker und Königreiche gesetzt.“ Wenn also die weltliche Macht irre, so werde sie von der geistlichen gerichtet; die geistliche Macht aber könne nur von Gott gerichtet werden, wie der Apostel spricht: „Der geistliche Mensch richtet alles und wird von niemand gerichtet.“ Diese Vollmacht sei zwar einem Menschen ertheilt und werde von einem Menschen ausgeübt, sei aber keine menschliche, sondern eine göttliche Gewalt, die Petrus und seinen Nachfolgern mit den Worten ertheilt sei: „Was du binden wirst etc.“ Wer dieser Gewalt widerstehe, der widersehe sich der Ordnung Gottes. „Ferner erklären, sagen und entscheiden wir hiemit, daß alle menschliche Kreatur dem römischen Papst unterworfen sei, und daß man dieses nothwendig glauben müsse, um selig zu werden.“ So schrieb Papst Bonifaz. G.

(Fortsetzung folgt.)

## Romm, Herr Jesu, sei unser Gast.

[1. Fortsetzung.]

Der Sturz von solcher Bergeshöh in solche Abgrundstiefe war aber doch der Frau zu gewaltig gewesen, sie warf sich daheim in eine Sophaede, grub das Angesicht ins Taschentuch, weinte bitterlich und machte ihrem Mann die bittersten Vorwürfe über sein Betragen.

Er raunte wild im Zimmer hin und her und gebot ihr Schweigen, aber sie schwieg nicht; immer von neuem hub sie an ihn anzuklagen: er habe sie unglücklich gemacht, er werde sie tödten mit seinem düsteren Wesen, mit seinem wilden Aufbrausen.

Da stand er stille, dicht, ganz dicht vor ihr; er zitterte, die Zähne klapperten aneinander, durchs Antlitz zuckte ein wilder, jäher Blick.

„Dich tödten, sagst du, dich tödten?“

„Ja,“ schrie sie.

Sie wollte weiter reden — da begegnete sie seinem Auge, sie erschraf, verstummte und weinte. Er aber senkte das Haupt und plötzlich klang es, als ob ein weicher Ton sich aus der rauhen Brust durch das starre Angesicht hindurcharbeitete:

„Ich töte dich nicht, Christine.“

„Aber du liebst mich nicht, du hassest mich und hast mir doch Liebe geschworen.“

„Ich liebe Niemanden,“ war seine barsche Antwort.

Nach einer Pause trocknete die Frau ihre Thränen, richtete sich auf, trat an seine Seite und bat ihn: „Theodor, ein vernünftiges Wort laß uns noch mit einander sprechen!“

„Nun?“

\*) Mit dieser Schenkung geraubter Güter zur Belohnung der Unterstützung eines Kronraubes wurde der Grund gelegt zu dem späteren römischen Kirchenstaat, dessen letzter Rest in unsern Tagen dem Papste Pius IX. wiederum gewaltsam entzogen und zum Königreich Italien geschlagen worden ist.

„Bring uns nicht ins Gerede der Leute, laß uns wenigstens ihnen gegenüber ein freundliches Gesicht zeigen!“

Er setzte sich auf einen Stuhl und stützte eine Zeitlang das Haupt, blickte dann die Frau mit traurigen, düsteren Augen an; hinter den Mienen kämpften die Worte mit einander um den Ausgang und um das Drinnenbleiben; die zuckenden Lippen verriethen, daß sie wohl eine lange Rede halten wollten, daß aber eine starke Hand sich auf die Brust gelegt und der Zunge den Ton verwehre.

„Nun, Christine,“ hub er endlich an, und ein erzungenes Lächeln spielte ihm um die Rippen, „nun, Christine, wir wollen den Leuten zeigen, daß wir glücklich sind!“

Und sie zeigten den Leuten, daß sie glücklich seien!

Auf Garbens Hof gab's Gesellschaft über Gesellschaft, dort wurde ein Haus gemacht; sie konnten thun. Der alte störrische, mürrische Sinn des Bauern war mehr und mehr verschwunden; das schrieb man dem guten Einfluß der Hausfrau zu, und so viel war gewiß, daß, wenn je einmal eine düstere Falte sich auf seiner Stirn zeigte, daß dann auch alsbald die Frau da war, mit einer fröhlichen Rede, mit einem neckenden Scherz die Runzel zu verwischen.

Ja, ja, wie sie glücklich sind! Wenn mancher Bauer die Rappsjaaternte von Garbens Hof hätte, so brauchte er nicht weiter zu ernten und könnte fürs ganze Jahr zufrieden sein. Daß der Bauer alle Augenblicke mit dem Gesinde wechselte, daß er die Leute nicht lieb habe, das mußte man im ganzen Dorf, aber was kümmert das Andere? Das freilich wußten die Leute nicht, daß der junge Bauer oft noch spät Abends, wenn Alles schläft, in der Wohnstube am Tische sitzt, das Haupt gestützt, und vor sich hinstarrt und sich weder um sein Weib noch um den Schlaf kümmert, und oft bis Mitternacht hinbrütet und murrte; das wußten sie nicht, daß der Mann oft stundenlang sich auf seinem Lager wälzt und den Schlaf nicht finden kann, und wieder aufsteht, in der Stube hin- und herwandelt, daß dann die Frau im Bette sich wohl aufrichtet, ihn anstarrt und weinenden Auges fragt: „Was fehlt dir, Mann?“

„Schweig, Weib. Was gehen meine Sachen dich an?“ ist dann die Antwort. —

Ein neues Leben hatte seinen Einzug in den Bauernhof gehalten: blauäugig lugte es heraus aus den tiefen Rissen; die Nachbarinnen wollten in dem Kleinen, einem kräftigen Knäblein, Neugierigkeiten mit dem Vater, die Dienstmagd der Mutter Mund und Nase in seinem Gesichtchen erblicken, die Gäste aber behaupteten steif und fest, solche Stimme müsse der Garbenbauer in seiner Jugend auch gehabt haben; ein und derselbe Ton ziehe sich durch das Geschrei des Bubens und durch das Schelten und Murren des Vaters hindurch, rechte Gurgeltöne, unverständlich zwar, aber insofern leicht verständlich, daß ihnen eben nichts recht wäre und ihr Murren der ganzen Welt gelte.

„Was ist denn da Wunderbares dabei?“ so schloß der Großknecht die Rede. „Art läßt nicht von Art. Das Beste bei der ganzen Geschichte ist, daß wir seit des Jungen Lebtag den Mund und die Fäuste des Bauern nicht mehr so derbe zu fühlen

bekommen. Der Junge soll leben! Vorwärts, ihr faulen Schlingel, vorwärts an die Arbeit!“

Wunderbar — wie umgewandelt war der Bauer seit der Geburt des Knaben; wie konnte er doch so freundlich ans Bett der Mutter treten und ihr die blasse Wange streicheln, konnte sogar das Knäblein aus der Wiege und in seine Arme nehmen und mit ihm die Stube durchwandeln und ganz glücklich hinunterlächeln zu dem Frieden in seiner Hand. Seine ganze Lust und Freude hatte er an dem Knäblein, um das er sich viel mehr bekümmerte als um die Ernte draußen.

Ja, das sollte ein fröhliches Erntefest werden in diesem Jahr; hatte er doch zu danken nicht blos für das Ernten, sondern auch für den Erben. Der sollte am Erntefest getauft werden, in der Kirche, und nicht, wie es sonst bei seines Gleichen Sitte war, im Hause; denn dann müsse der Pastor geladen werden, der aber störe die Gemüthlichkeit der Gesellschaft; auch müsse man am Morgen doch eigentlich zur Kirche, dann könne die Frau zugleich Kirchengang halten, so werde Alles mit einander abgemacht. Ueberdies solle der Pastor den Leuten häufig gar ernste Worte und bittere Wahrheiten von der Kanzel sagen, dazu aber werde am Erntefest keine Veranlassung sein, denn heute werde es genug zu loben und zu danken geben für die herrliche Ernte.

Mit seinen Lob- und Dankgedanken hatte aber diesmal der Bauer sich unangenehm verrechnet. Vom Säen und Ernten sprach der Diener Gottes, aber als er das Letztere nun zum allergrößten Theil in eine andere Welt hineinwies, da wars dem Bauer schon nicht ganz geheuer. Als er aber zum ersten Theil der Predigt übergegangen war und von der Aussaat der reichen Ernte dieses Jahres sprach, und ernst und dringend mahnte an das Apostelwort: „wohlzuthun und mitzutheilen vergessest nicht“, und daran schloß: Derjenige brauche sich nicht zu wundern, wenn alles um ihn und in ihm kalt und dunkel bleibe, der selber kein Licht habe es andern anzuzünden, und keine Wärme, den Nächsten damit zu bedecken, und dann ein Wehe rief über alle lieblosen Herzen und habernden Menschenlippen, ein Wehe über das starre Eis in der Brust, das die kalte Welt da draußen immer mehr erstarren und erstarren lasse, ein Wehe über alle Welt- und Ökzendiener, über alle, welche die Saat der Gottlosigkeit hineinsäeten in die Familie und in die Gesindestube, — da war Herr Theodor Garbe unruhig geworden, und war hin und hergerückt in seinem Stuhl und hatte Den auf der Kanzel mit bösen Blicken angesehen. Der aber ließ sich nicht irre machen, sondern redete ruhig weiter.

In der Ecke des Kirchstuhls sitzt der Bauer und hebt die Augen auf zur Kanzel, rollende, wilde Augen, aus denen es so unheimlich leuchtet, als sei ein Stück vom ewig glühenden Erntekranz hineingefallen. Dann sinkt das Haupt wieder und die Augen mit ihm, noch einmal erheben sie sich, er richtet die Brust hoch auf, aber wieder siehts aus, als ob ihm das Wort zu schwer geworden sei, wieder ist das Haupt auf die Brust gesunken, das ganze Menschenkind in tiefe, finstere Gedanken versunken; und die Predigt geht über das gesenkte Haupt dahin, das Ohr hört's nicht mehr, wie da droben ein anderer Ton angeschlagen wird, hört nicht mehr all die süßen, lieblichen Worte von der Saat auf Hoffnung und von der reichen Ernte ohne Aufhören, von den

großen Scheuern und vom hundertfältigen Fruchttragen, hört auch nicht den letzten vollen Bitt- und Jubelruf von der Kanzel zur großen Gnadenernte vom Herrn. Und Andere nahmens, Gott geb's, wohl mit in ihre Zeit und ihre Ewigkeit; der Bauer Theodor Garbe aber nahm es nicht mit.

Am Nachmittag wurde des Erben Taufe gefeiert, wie es die Leute gern hatten, mit großem Jubel und Trubel; kein Tröpflein von der Taufgnade war übergeströmt in die Herzen und ins Leben der Eltern: ein wilder Stießbach hatte sich von der Höhe der Erdenfreude und der Weltlust herniedergegossen und Alles mit sich fortgerissen, und hatte selbst das Bedenken und Besinnen aus der Ecke des Kirchstuhls tief, tief in seinen schäumenden Wogen begraben.

Wohl war einmal ganz plötzlich, wie ein wildes Gebirgswetter, ein finstres Gewölk über die Stirn des Hausherrn gebraust, daß dieser und jener verwundert ihn angeblickt hatte und an vergangene Zeiten erinnert war, aber die Frau war, sobald sie derartiges bemerkt hatte, hinausgeeil, und war mit einer stattlichen Reihe von Weinflaschen wiedergekommen; da hatte er getrunken Glas auf Glas, und war ausgelassen fröhlich geworden, und hatte die Handharmonika kommen und spielen lassen; und sie hatten getanzt und getrunken, und sobald ihm ein Schatten übers Auge gezogen war, hatte er ein volles Glas hinuntergestürzt, und war schließlich sinnlos betrunken geworden.

Am andern Tage riefen sich jubelnd die Leute zu: „Das war einmal eine Taufe!“

Das war eine Taufe und ein Erntedankfest dazu! Und wer das Auge zurückwandte zu Garbes Hof, der sagte es sich: es ist ein stolzer, schöner Bauernhof und wohnen vortreffliche Leute drin, die Alles haben, was ihr Herz nur wünschet: Geld und Gut, Gesundheit und Frohsinn und einen Erben dazu. Hätte garnicht nöthig, der Theodor Garbe, dann und wann so sauer zu sehen!

Der aber murrte den ganzen Tag durch's Haus und durch's Feld, ärger wie zuvor, daß die Knechte lächelnd einander ansahen: „Er hat wohl die Taufe noch nicht ausgeschlafen.“

Er aber mußte wohl ausgeschlafen haben, denn am Abend, als das Gesinde und die Frau längst zur Ruhe gegangen, saß er am Tische, hatte das Haupt gestützt, stöhnte, murrte und sagte in murmelnden Worten über sich und sein Weib, über den Pastor auf der Kanzel, über die ganze Welt und über Gott im Himmel. Am andern Tage war vollends alle Freude und Erdenlust von ihm gewichen; was half da das Bitten der Frau, den Leuten doch die schwarzen Wolken nicht zu zeigen; sie waren heute gar zu dunkel und verfinsterten die Welt rings um sich. Und am Abend half's ebensowenig, daß sie ihn einen Nachtwandler schalt und ihn nach seiner Krankheit fragte. Ja, krank war er wohl, der reiche Mann, und sie saß im Bette und blickte voll Sorge hinüber zur andern Stube, wo er wandelte und — wandelte; und sie weinte, und starrte ihn an, und er wandelte immer fort und starrte in sich hinein und murmelte:

„Nein — nein, ich bin nicht krank, bin gewiß nicht krank.“

„Mann, was fehlt dir denn?“ rief sie hinüber.

„Schweig, Weib. Was gehe ich dich an! Schweig — Schweig!“

„So laß es doch die Leute nicht merken!“

„Nein — nein — ich wills die Leute nicht merken lassen — nein — nein —!“

Und die Nacht mit ihren schwarzen Flügeln deckte es den Leuten zu, und manch Einer blickte neidisch herüber nach Garbens Hof mit seinen reichen Bewohnern, und Cousine sagte zur Frau Nachbarin: „Wie führen sie mit einander eine gar glückliche Ehe!“

(Fortsetzung folgt.)

## Zeitsünden.

### II.

Wider das erste Gebot.

„Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten.“

Merkwürdig ist, daß mit dem Mangel an Gottesfurcht, von dem wir das vorige Mal gehandelt haben, eine so elende, jämmerliche Feigheit gepaart zu sein pflegt, daß man kaum weiß, worüber man sich mehr wundern soll, über die Furcht auf der einen Seite, oder über das Ermangeln der Furcht auf der andern Seite.

Ich will, was ich meine, an einigen Beispielen vorführen.

Da sind in einer Schulstube drei Mädchen. Sie sollen nach Schluß das Schulzimmer aufräumen. Anstatt aber ihrer Beschäftigung nachzugehen, jagen sie einander von einer Ecke in die andre, und schließlich wirft die Eine mit einem Buch nach der Andern. Doch o weh! Das Buch verfehlt sein Ziel und fährt klirrend in eine Fensterscheibe. In demselben Augenblick geht die Thüre auf, und die kleine Anna tritt herein; sie hat ihren Katechismus vergessen, aus dem sie auf morgen ihre Sprüche lernen soll, und will ihn holen. Nachdem sich die drei von ihrem Schreck erholt haben, sucht die Eine die Schuld an dem Unglück auf die Andere zu schieben, und schließlich ist ihnen klar geworden, daß, wenn die Sache zur Abrechnung vor dem gestrengen Herrn Lehrer kommt, sie alle drei als gleich schuldig werden behandelt werden. Da kommen sie überein, zu leugnen, und weil Annchen als Zeugin gegen sie auftreten könnte, wird sie eingeschüchtert, daß sie reinen Mund halten soll. Und siehe, die Kleine fürchtet ihre Mitschülerinnen mehr als den Lehrer und den, der noch hoch über dem Lehrer steht und auch ins Verborgene sieht; als am nächsten Tag die Eine der Schuldigen frech behauptet, während sie gestern ausgefegt hätten, habe ein fremder Junge von außen einen Schneeball durch die Scheibe geworfen, stimmen nicht nur die beiden Mitschuldigen bei, sondern Annchen schweigt zu der Lüge still, um sich nicht die Andern zu Feindinnen zu machen. Der Lehrer läßt sich freilich in diesem Falle nicht täuschen. Sieht er doch an den nach außen gefallenen Glasscherben, daß das Wurfgeschloß von innen gekommen sein muß und also die Drei gelogen haben, und die drei Mißthäterinnen gestehen schließlich, bekommen ihre Strafe für das Lügen und müssen die Scheibe ersetzen. Aber vor Gott und ihrem Gewissen hatte sich die kleine Anna der fremden Lüge theilhaftig gemacht. Warum? Sie hatte ja von seiten des Lehrers nichts zu fürchten, wenn sie, da die Andern logen, offen sagte, wie es mit der Fensterscheibe zugegangen war. Daß Gott den Lügen feind ist und verlangt, daß wir der Wahrheit die Ehre geben

sollen, weiß sie auch, und die Furcht Gottes hätte ihr den Mund öffnen sollen zur Steuer der Wahrheit. Aber sie fürchtet die Mißgunst der kleinen Sünderinnen, und darum läßt sie der Lüge freien Lauf.

Ein anderer Fall. Ein paar ungezogene Schulbuben haben Schläge bekommen und zerschneiden während der Mittagszeit zur Rache den Stock, mit welchem der Lehrer sie gezüchtigt hat. Dabei ertappt sie ihr Mitschüler, der kleine Hans. Die Beiden aber sind schnell entschlossen, wie sie den Hans still machen; der Eine reicht ihm das Messer hin, der Andre den schon an mehreren Stellen halb durchschnittenen Stock, und da er beides nicht nehmen will, drohen sie ihm mit üblem Traktament, falls er nicht auch einen Schnitt machte. Da fügt er sich und schneidet auch, und die beiden haben aus einem Ankläger einen Mitschuldigen gemacht, der nachher zur gemeinsamen bösen That die gemeinsame Leugnung derselben folgen läßt; und das alles, weil er wenig Gottesfurcht und viel Menschenfurcht im feigen Herzen hat.

So geht es dann auch in späteren Jahren. Wie mancher Jüngling hat einem vergnügungssüchtigen Mädchen zu Liebe in seines Brotherrn Kasse gegriffen, weil er nicht den Muth hatte, zu bekennen, daß ihm sein Stand und seine Mittel nicht gestatteten, ihr theure Spazierfahrten und kostbares Nachwerk zu gewähren; und wie manches Mädchen ist leichtsinnig und pflicht- und ehrvergeffen geworden und in Schande und Schaden gekommen, weil sie zu feige war, ungeziemende Zumuthungen gezierend in der Furcht Gottes zurückzuweisen.

Mit der Zeit ist man Mann und Frau geworden; da wird doch inzwischen der Muth in der Brust gewachsen sein. Sehen wir einmal nach. Warum gehen denn wohl diese jungen Eheleute so selten zur Kirche? An Zeit fehlt es ihnen gewiß nicht. Nein, aber an Muth. Neben ihnen wohnt eine ganz unkirchliche Familie; mit denen haben sie bald gute Bekanntschaft gemacht, und da ist nun jeden Sonntag etwas Anderes, das sie verhindert in die Kirche zu gehen. Einmal ist die Frau Nachbarin um neun Uhr herüber gekommen, um eine Tasse Kaffeebohnen zu borgen, und weil sie es nicht eilig hat, steht sie in der Thür und plaudert und schwätzt, und die junge Frau hat nicht den Muth zu sagen, es werde Kirchenzeit sein und sie und ihr Mann müßten aufbrechen. Als die Nachbarin endlich geht, ist es zu spät geworden, und man bleibt daheim. Am nächsten Samstagabend fordert der Herr Nachbar den jungen Mann auf, morgen früh mit ihm fischen zu gehen, und der junge Mann hat auch nicht den Muth zu sagen, er wolle mit seiner Frau zur Kirche gehen, besonders da sie vorigen Sonntag den Gottesdienst versäumt hätten, und so wird aus dem Kirchgang wieder nichts: der Mann geht fischen, und die Frau bleibt daheim, will nicht Gefahr laufen gefragt zu werden, ob ihr Mann vielleicht krank sei; und wenn sie gefragt würde, so würde sie auch nicht den Muth haben zu sagen: „Nein, er ist fischen gegangen“, sondern würde vielleicht aus Feigheit lügen, wie sie als Schulmädchen gethan hat, und sagen: „Nicht gerade krank, aber etwas unapflich.“ Zum nächsten Sonntag kommt eine Einladung von Bekannten auf dem Lande, und man fürchtet sich, die zu beleidigen, wenn man die Einladung ausschlägt, um nicht wieder im Gottesdienst zu fehlen, und so läßt man Gott den Herrn vergebens einladen und befehlen, und der Besuch aufs Land schließt wieder den Kirchenbesuch aus.

Mit der Zeit ist man auch Vater und Mutter ge-

morden, und die Kinder sind schon ziemlich emporgewachsen. Wenn es recht stünde, würden die Kinder in kindlicher Ehrfurcht gegen ihre Eltern und die ganze Familie in der Furcht des Herrn beisammen wohnen. Aber siehe, die Eltern fürchten sich vor den Herren Kindern, wagen nicht sauer zu sehen, viel weniger ein ernstes, entschiedenes Wort zu reden zu dem Thun und Treiben der Herren Söhne und Fräulein Töchter, und werden wegen ihrer schnöden Feigheit verachtet und in die Ecke gesetzt. Ja, später werden wohl gar die Enkel zu Tyrannen an den Großeltern, die nicht den Muth haben, gegen sie den Mund aufzuthun oder gar die Hand zu erheben, wenn sie ihnen frech auf die Füße und auch aufs Herz treten.

Ich frage alle, die ein wenig mit offenen Augen sich umgesehen haben in der Welt, ob es nicht in vielen, vielen Fällen so hergeht. Es würde aber anders stehen, wenn man in der Furcht Gottes wandelte. Wer den Herrn fürchtet und auf seinen Wegen geht, der hat nicht ein feiges, sondern ein muthiges Herz, der ist gewappnet gegen mancherlei Versuchungen und Verführungen, vor denen der, welcher die Furcht Gottes aus den Augen setzt, feige die Waffen streckt und in die Kniee sinkt.

Daß aber gerade in unserm Lande, in dem man so viel von Freiheit und Gleichheit und Menschenrechten redet, jene feige Menschenfurcht in vielen Herzen herrscht und regiert, soll uns ein englisch-amerikanischer Schriftsteller bestätigen, der das gesellschaftliche Leben unseres Volkes sehr genau und gründlich kennt. Er schreibt:

„Die Amerikaner brüsten sich gern mit ihrer Unabhängigkeit; und doch fürchtet man vielleicht nirgendso mehr, was die Leute sagen, als gerade hier. Männer sowohl als Frauen sind in ausgedehntem Maße die sittlichen Sklaven des Kreises oder der Sippe, zu der sie gehören, und nur wenige wagen es, frei hervorzutreten und ihre eigenen Gedanken auszusprechen und nicht die anderer Leute... Die herrschende Mode schreibt uns gebieterisch vor, wie wir uns amüsiren sollen, was für Hausrath wir in unsere Zimmer stellen sollen, wie wir essen und trinken und uns kleiden sollen, und wie wir unsere Kinder erziehen sollen, wann wir zu Bett gehen und wann wir aufstehen sollen, was wir zu wohlthätigen Zwecken geben sollen, wo wir unsere Sommermonate zubringen sollen, ja fast, was wir denken sollen. James Russell Lowell bemerkt treffend und wahr, daß bei den meisten Menschen das Gesetz der Gesellschaft, in der sie leben, schwerer wiegt als das Gesetz vom Sinai.“

Die rechte Furcht Gottes ist aber nicht eine Frucht des natürlichen Menschenherzens, sondern sie muß gepflanzt werden vom Heiligen Geist und genest werden vom Himmelstau des göttlichen Wortes. Das soll geschehen im christlichen Hause durch fleißigen Gebrauch des Wortes Gottes, in welchem Gott selbst uns immer aufs neue nahe tritt und mit uns redet und uns seiner erinnert, daß wir ihn vor Augen haben und nicht vergessen. Da sollen besonders die Kinder fleißig daran erinnert werden, daß Gottes Vaterauge über ihnen wacht und all ihr Thun und Lassen sieht. Das geschieht ferner in christlichen Schulen, das geschieht im Confirmandenunterricht, das geschieht in der Predigt des öffentlichen Gottesdienstes, das geschieht insbesondere auch in Beichtgottesdiensten; dazu lasse Gott sein Wort an Jungen und Alten reichlich segnet sein in dieser letzten, betäubten Zeit!

G.

## Der christliche Hausgottesdienst.

[Für das Gemeindeblatt bearbeitet.]

(Fortsetzung.)

Der christliche Hausgottesdienst hat auch seine Verheißung. Das Reich Gottes ist einem Senfkorn gleich, welches ein Mensch nahm und warf es in seinen Garten; und es wuchs und ward ein großer Baum und die Vögel wohnten unter seinen Zweigen. (Luk. 13, 19.) Die kirchliche Gemeinschaft oder die Verfassung Aller unter Ein Haupt in Christo (Eph. 1, 10. 22. 23.) wurzelt in kleinen Anfängen — hie ein Häuflein, da ein Häuflein Solcher, die Jesu anhangen und von Ihm, als dem Weinstock, Kraft und Leben ziehen. Das Ziel ist freilich Eine Heerde und Ein Hirte — allein die Heerde muß erst gesammelt werden; da und dort wird eine Seele erweckt, die ihr Heil in Jesu findet und das Senfkörnlein wächst und wird allmählig zum fruchttragenden Baum. Hat es der Heiland auf das Große und Ganze abgesehen, so sind doch seine Fußstapfen erst nur im engeren Kreise bemerklich. Weil Er sich in Egypten der Hütten Israels annahm und vor dem Auszuge aus dem Lande der Knechtschaft den ausdrücklichen Befehl gab, daß jeder Hausvater mit seinen Hausgenossen, und wo deren nicht genug wären, mit seinem Nachbar ein Lamm verzehren, seine Thürpfosten und Ueberschwelle aber mit dessen Blut bestreichen soll, daß der Verderber nicht in ihre Häuser komme, (2. Mose 12) so sammelt Er sich auch jetzt noch Häuflein, die sich in Ihm, dem wahrhaftigen Osterlamm (1. Cor. 5, 7.) vereinigen und — wenn ihre Herzen mit Seinem Blute besprengt sind (Ebr. 10, 22.) — aus Ihm Nahrung fürs Leben ziehen. Solchen Häuflein nun, und wenn es nur zwei oder drei Seelen sind, welche sich also vereinigen, gilt das theure Verheißungswort Jesu Christi, das wir als den freundlichstern Morgen- und Abendstern betrachten, der in die stille Wohnstube, da Hausgottesdienst gehalten wird, hereinkuchet: „Ich sage euch: Wo zwei unter euch Eins werden auf Erden, warum es ist, daß sie bitten wollen, das soll ihnen widerfahren von meinem Vater im Himmel; denn wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen!“ (Matth. 18, 19. 20.) Diese Verheißung halten wir fest — auf diesen strahlenden Stern gehe unser Blick, so oft wir uns mit den Unfrigen sammeln, um den Herrn gemeinsam zu suchen und zu Ihm zu beten oder Sein Wort zu betrachten. — Sie ist es, welche gerade dem stillen, häuslichen Gottesdienste sein Recht und seinen Segen giebt. „Jesus in der Mitte der Seinen!“ das ist Alles, was ein christlicher Hausvater, eine gläubige Hausmutter, welche im Kreise der größeren und kleineren Kinder und mit ihnen ihr Herz erheben wollen, nur wünschen und erbitten können. — So trat Er ja nach Seiner Auferstehung bei verschlossenen Thüren zu dem gläubigen Häuflein der Seinigen ein, die nur an Ihn denken, nur von Ihm reden konnten — und hinterließ ihnen auch bei Seiner Himmelfahrt das trostvolle Wort: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!“ (Matth. 28, 20.) Und Er hat sein Wort gehalten bis heute — und wird es auch ferner halten — Er, der gestern und heute und derselbe ist bis in Ewigkeit. Was wären auch alle unsere Versammlungen, seien sie kirchlich oder häuslich, ohne diese Verheißung, ohne die Erfahrung, daß Jesus in unserer Mitte ist und daß Sein Geist da wohnt und die Herzen in Eins verbindet, wo sich die Seinen in Seinem Namen versammelt haben? Was gleich An-

fangs nach Gründung der christlichen Kirche und Gemeinschaft im Großen geschah, daß die Menge der Gläubigen Ein Herz und Eine Seele ward (Apostelgesch. 4, 32.), das geschieht ja auch noch — in größeren oder geringeren Kreisen — da, wo man sich im Namen des Herrn Jesu — im Glauben und in der Liebe zu Ihm — vereinigt. Das Haupt Jesus Christus bekennt sich zu Seinen Gliedern, und Er wird es gewiß auch dir zum Segen thun, du kleine Hausgemeinde, die sich in Seinem Namen versammelt hat — Vater, Mutter, Sohn, Tochter, Kindlein, Knecht, Magd, und wer noch sonst Hausgenosse heißen mag. Er wird ungelesen in eurer Mitte sein und euch durch Sein Wort, wie durch Seinen Gnadengeist erquickend und stärken. Nur den hellen Morgenstern bei eurem Hausgottesdienste nicht aus den Augen gelassen. Ob er auch zuweilen hinter den Wolken eures ungeduldigen, vielleicht finsternen Herzens, oder der äußeren irdischen Störungen, die freilich auch bei einem wohlgeordneten Hausgottesdienste sich nicht ganz vermeiden lassen, oder der Noth und Sorgen, welche euch drücken, verborgen wäre, er kommt wieder hervor — glaubt es nur — er strahlt bald wieder helle — jener Stern der Verheißung des Herrn Jesu:

„Wo zwei oder drei versammelt sind in Meinem Namen, da bin Ich mitten unter ihnen!“

Was die E i n r i c h t u n g des Hausgottesdienstes betrifft, so kommt es bei derselben weniger auf die Form, deren wir uns bedienen, als auf den Geist an, in welchem wir uns dazu anschicken. Es kann der Fall sein, daß die äußere Form des Hausgottesdienstes nichts zu wünschen übrig läßt, während es doch damit in einen solchen Gewohnheitsgang (Schlendrian) gekommen ist, daß die Herzen dadurch wenig erbaut werden; wie auch umgekehrt bei einer sehr mangelhaften Einrichtung da oder dort der Segen reichlicher fließen mag, weil der Hausvater oder die Hausmutter das tägliche Gebet im Geiste der Liebe und des kindlichen Glaubens an Jesum verrichtet. Wenn du daher daran denkst, lieber Leser, in deinem Haus mit der Einführung eines Hausgottesdienstes Ernst zu machen, oder wenn er schon längst bei dir besteht, so sei nicht bloß darum bemüht, diese segensreiche Ordnung als eine Hausordnung irgend einem Muster gemäß, welches dir gefallen hat, festzustellen, sondern fasse das Wort Jesu, das Er zu jener Samariterin am Jakobsbrunnen sagte, dabei zu Herzen: „Es kommt die Zeit und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit, denn der Vater will auch haben, die Ihn also anbeten. Gott ist ein Geist, und die Ihn anbeten, die müssen Ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. (Joh. 4, 23. 24.) Demgemäß wird das erste Erfordernis bei Einrichtung eines häuslichen Gottesdienstes das sein, daß du dir den kindlichen Geist erbittest, der dich rufen lehret: „Abba, lieber Vater!“ (Röm. 8, 15.) Hast du ihn, so wird Er dich auch bald lehren, wie du das Familiengebet am segensreichsten einrichten magst.

Doch — wem kommt die Pflicht zu, sich der Einrichtung und Leitung des Hausgottesdienstes anzunehmen? Diese hat unstreitig der Familienvater, wo ein solcher ist; er sollte sich dieses Recht des Hauspriestertums nicht nehmen lassen und bedenken, daß mit dessen Gebrauch auch ein besonderer Segen für ihn selbst verbunden ist. Was der Apostel Paulus zunächst von öffentlichen Versammlungen sagt (1. Tim. 2, 8.), das gilt auch für die Gebetsvereinigung im Haus: „So will ich nun, daß die Männer beten an allen Orten und aufheben heilige Hände ohne Zorn und Zweifel.“

Luther sagt: „Jeglicher Hausvater soll in seinem Hause sein wie ein Pfarrer und Prediger und lehren aus Gottes Wort.“

Wo kein Hausvater ist, oder wenn der Uebernahme dieser Pflicht von seiner Seite ein unabweisliches Hindernis im Wege steht, da verseehe die Hausmutter das Amt; wo auch diese mangelt und Geschwister mit einander leben, da wird sich bei den verschiedenen Verhältnissen immer dasjenige finden, welchem der Beruf zu diesem priesterlichen Geschäfte zunächst zukommt. — Trägst du, lieber Hausvater oder Hausmutter, das zeitliche und ewige Wohl deiner Kinder und der übrigen Hausgenossen überhaupt auf dem Herzen; ist es der Gegenstand deiner stillen Gebete, so widme nur dieser täglich wiederkehrenden Berufspflicht deine volle Aufmerksamkeit und bitte Gott um den besondern Beistand Seines Geistes zu diesem Werk! Bleibe fest dabei und laß dich nicht durch ein scheinbares Hindernis von der festgesetzten Ordnung abbringen!

Sollte Jemand die Frage erheben: Wer soll an dem Hausgottesdienste Theil nehmen? so lautet die Antwort: Alle, welche zu deinem Hause gehören — nicht allein die nächsten Familienglieder, Eltern, Kinder und die im Haus wohnenden Freunde und Verwandten, sondern auch die übrigen Hausgenossen, als: Knecht, Magd, Tagelöhner, die gerade im Hause beschäftigt sind, Lehrlinge, Geselle und Gehülfe jeder Art; auch die eben anwesenden Gäste, wo es nur immer angeht. — Wenn der Apostel Paulus ermahnt: „Ihr Herren, was recht und gleich ist, das beweiset den Knechten und wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habt! (Col. 4, 1.) so deutet er auch darauf hin, daß sich die Herrschaften auch um die Seelen ihrer Dienstboten bekümmern sollen. Wie that er dies selbst so treu an Onesimus, jenem entlaufenen Sklaven des Philemon, dem er diesen durch ihn zu Christo bekehrten Diener mit der Liebe athmenden Bemerkung zurücksandte: „Vielleicht ist er darum eine Zeitlang von dir gekommen, daß du ihn ewig wieder hättest; nun nicht mehr als einen Knecht, sondern mehr denn einen Knecht, einen lieben Bruder, sonderlich mir, wie vielmehr aber dir, beides nach dem Fleisch und in dem Herrn.“ (Philem. 15. 16.) Lerne das Verhältnis, in welches du mit einem Dienstboten, Lehrlingen oder Gehülfen gekommen bist, nicht als ein zufälliges ansehen, sondern als durch den Willen des Herrn so gelenkt, und kaufe auch die Zeit dieser vielleicht kurzen Verbindung zum wahren Wohl solcher Seelen aus! Und wenn das Wort Gottes solchen Gläubigen, welche mit unbekehrten Ehegatten verbunden sind, zuruft: „Denn was weißt du, ob du nicht den Mann werdest selig machen? oder, du Mann, was weißt du, ob du nicht das Weib werdest selig machen?“ (1. Cor. 7, 16.), so möchten wir auch den Hausvätern und Hausmüttern Muth einsprechen, indem wir ihnen sagen: Was wisset ihr, ob nicht durch den Hausgottesdienst den ihr in einfältigem Glauben und in rechtem Geiste haltet, ein Knecht, eine Magd, ein Lehrling, ein Gehülfe gewonnen und zum Leben aus Gott gebracht, ob nicht das jetzt gesäete Körnlein des Wortes, das scheinbar auf einen harten Boden fällt, in künftigen Jahren aufgehen und eine erfreuliche Frucht bringen werde? Wie mag jenem Kaufmann zu Muth gewesen sein, der seinen Leuten die Theilnahme an seinem Hausgottesdienste bei größerer Ausdehnung seines Geschäftes nicht mehr wie früher gestattete, als er von einem früheren Lehrling einen Brief voll des tiefsten Dankes für den unaussprechlichen Segen erhielt, den er von seinem Hausgottesdienste gehabt habe, mit der Bitte,

er möchte doch nie, nie seine Hausgenossen von seinem Hausgottesdienste ausschließen, damit sein Haus ein Geburtsort zum ewigen Leben für Viele werde! Hast du, christlicher Hausvater, im Glauben den ersten Schritt zur Einrichtung eines Hausgottesdienstes gethan, so thue getrost auch den andern und schließe keinen deiner Hausgenossen davon aus und traue es Dem, der dir dein Haus bauete oder dich zum Familienvater machte, zu, daß Er, wenn du Ihm mit deinem Hause redlich dienen willst (Jos. 24, 15.), es dir an keinem Gute mangeln lassen und auch deine Arbeit gewiß um so mehr segnen wird. (Psalm 127, 1. 2.) „Denn die den Herrn fürchten, haben keinen Mangel. Die Reichen müssen darben und hungern; aber die den Herrn suchen, haben keinen Mangel an irgend einem Gut.“ (Psalm 34, 10. 11.)

Die nächste Frage ist: zu welcher Zeit soll diese häusliche Erbauung stattfinden und wie viel Zeit ist darauf zu verwenden? Fürchte nicht einen gesetzlichen Zwang, wenn ich von dem Zeitmaß rede, welches du dieser wichtigen Sache widmen solltest! Handle nach deinem Herzen und nach dem Bedürfnis der Deinigen; richte dich auch nach Zeit und Umständen, ob dir eine längere oder kürzere Erbauung vergönnt sein möge. Denn diese soll ja aus der Liebe zum Herrn und zu Seinem Wort entspringen. Zwei Zeiten mögen dir fest stehen: Morgen- und Abend-Andacht. Wäre es, daß die häusliche Einrichtung, wenigstens zu gewissen Zeiten, wenn die Geschäfte drängen, nicht wohl eine zweimalige Versammlung der Hausgenossen zu gemeinschaftlichem Gebete gestatteten, so halte desto ernster und fester auf der einmaligen.

Also Morgens nach dem Aufstehen, nach Umständen vor oder nach dem Frühstück, jedenfalls zeitig genug, ehe die Tagesgeschäfte drängen, ehe die Schulzeit für die Kinder zu nahe rückt, finde der erste Hausgottesdienst statt. Er dauere, je nachdem es die innere oder äußere Ruhe erlaubt und nach dem Bedürfnis der verschiedenen Hausväter und Familien eine Viertelstunde oder länger. Hat es Schwierigkeit mit den Kindern, welche zur Schule gehen, so nimmt sich dieser die Mutter besonders an und hält darauf, daß sie keinesfalls ohne Gebet, womit auch die Erinnerung an einen Bibelspruch verbunden werden dürfte, entlassen werden. — Es giebt ruhige, stille Haushaltungen; wollten wir solchen es nicht gönnen, wenn sie auf ihre Hausandacht mehr Zeit verwenden? Nur ziehe die Sache nicht ermüdend in die Länge, um nicht den Hausgenossen statt einer Lust eine Last zu bereiten. Auch hier ist Maß und Ziel zu halten. Besser ein kurzer, die Herzen anfassender Morgenregen, wie man das Morgen Gebet in vielen Gegenden nennt, als eine langausgehende, die Leute ermüdende Andacht! Doch mache es auch nicht zu kurz und eifertig ab und hüte dich, daß nicht aus deinem Hausgottesdienst ein handwerksmäßiger Gebrauch werde, bei welchem man es dir oder den theilnehmenden Hausgenossen nur zu leicht anmerkt, daß du froh bist, wenn die Sache abgethan ist! Gehst du mit recht gesammeltem, innerlich betendem Sinne an diese tägliche Uebung, so wirst du auch am ehesten das rechte Zeitmaß halten.

Dem Morgen Gebet beim Beginne des Tagewerks entspricht das Abend Gebet nach dessen Vollendung. Je ermüdender die Tagesarbeit war, je länger sie dauerte, desto mehr wird beim Abend Gebet die Kürze zu empfehlen sein; desto genauer muß der Hausvater darauf Bedacht nehmen, daß es geschehe, ehe die Müdigkeit und Schläfrigkeit es zu einem unerquicklichen, vergeblichen Dienste macht. In den Winterabenden läßt sich

da, wo auch die Familienglieder sich in der Wohnstube sammeln, die Einrichtung treffen, daß einige Kapitel aus der heiligen Schrift nach einander gelesen werden, während ein kurzes Schlußgebet vor Schlafengehen genügt. Doch geschehe es in dem frohen, aufgeweckten Sinne, welcher sich in den Psalmworten ausspricht: „Das ist ein köstliches Ding, dem Herrn danken und lobsingend Deinem Namen, Du Höchster, des Morgens Deine Gnade und des Nachts Deine Wahrheit verkündigen.“ (Ps. 92, 2. 3.)

Daß vor und nach dem Essen gebetet werde, abwechselnd eines der bekannten Tischgebete, bedarf im Vorübergehen auch der Erwähnung, da es auch mit zum Hausgottesdienste gehört. Versäume dies nie und gewöhne es dir auch beim kürzeren Mahle (wie beim Frühstück) an. Darin haben wir unsern Herrn Jesum zum Muster, der, wenn Er das Brot brach, mit zum Himmel gerichteten Blicke dankte, ehe Er es austheilte. (Matth. 14, 19. u. a.)

Das Wechseln der Tischgebete, deren es ja kürzere und längere giebt, ist empfehlenswerth, um Einförmigkeit zu vermeiden. Doch sprich es in der Regel selbst, seltener laß es durch ein Kind sprechen, doch mag eines der Kleinen nach dir noch besonders sein kurzes Gebet sprechen, oder singe es mit allen Tischgenossen in Form eines Liederverses! Nur siehe zu, daß dein Tischgebet wirklich ein Gebet sei.

Wohlgethan ist es, nach der Mittagsmahlzeit irgend etwas für den inneren Menschen aus der lebendigen Quelle zu schöpfen und ihn mit dem Brote des Lebens zu speisen, nachdem der äußere Mensch gesättigt ist. Dies wäre also die dritte Hauptzeit für einen kurzen Hausgottesdienst — der Mittag. (Dan. 6, 10.)

In Ansehung des pünktlichen Einhaltens der einmal festbestimmten Zeiten für den Hausgottesdienst gelte uns die kurze, vielumfassende Ermahnung: „Seid nicht träge, was ihr thun sollt! Seid brünstig im Geist! Kaufet die Zeit aus!“ (Röm. 12, 11. u. Eph. 5, 6.)

(Fortsetzung folgt.)

## Heiden und Heidenchristen.

### Ostindien.

#### II.

Ostindien ist ein reiches Land, reich an Gold, Kleinodien und anderen Gütern, die längst Europas Völker lockten. Portugiesen und Franzosen, Dänen und Holländer haben des Handels halber längst dort sich niedergelassen. Vornehmlich aber waren es die Engländer, die dort ihr Wesen hatten. Es war im Jahre 1600, da hat eine Gesellschaft von englischen Kaufleuten in Ostindien sich niedergelassen und Handel getrieben, und diese Handelsgesellschaft hat bald mit Hilfe ihres Heimatlandes weithin sich ausgebreitet und ein Land um das andere gewonnen. Mit List und Gewalt, mit Geld und Schwert haben sie eine Stadt nach der andern, ein Reich nach dem andern erobert, und heutzutage ist es so, daß das ganze ungeheure Ostindien mit seinen 200 Millionen Menschen englisches Gebiet ist. Vom Morgen bis Abend, von Mitternacht bis Mittag können die Boten des Friedens ungehindert ihr Werk treiben und das Evangelium im Lande ausbreiten. Das Land ist dort auch reif zur Ernte, und es fehlt nur an genug Arbeitern, wenn gleich viele Missionare sich dort aufhalten und des Herrn Werk treiben.

Aber freilich Englands Verdienst ist das nicht: des Handels und Gewinnes halber hat das englische Volk dies ungeheure Reich gegründet. Den Ruhm, zuerst Missionare nach Ostindien geschickt zu haben, hat unser deutsches Volk, und während alle Völker nur Gold und Perlen dort suchten und mit dem Schwert Länder eroberten, hat unser Volk Gold und Perlen gebracht, nämlich das Gold des Glaubens und jene köstliche Perle, und hat Eroberungen gemacht mit dem Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes.

Es war am Anfang des vorigen Jahrhunderts, da sind auf Anregen des Königs Friedrich IV. von Dänemark, der in Ostindien eine Besitzung hatte, zwei deutsche Missionare Namens Riegenbalg und Plütschau, der eine aus Sachsen, der andere aus Mecklenburg, nach Ostindien abgereist. Es gab viel Spott, viel schlimme Reden zu hören — denn Mission war damals etwas Neues —, aber doch gingen die beiden. Sieben Monate brauchten sie zur Reise; so lange mußten sie auf dem Meere fahren. Im Jahre 1706 landeten sie endlich und gingen in die Stadt Trankebar, die eben jenem dänischen Könige gehörte. Aber was nun anfangen? Die Sprache der Inder verstanden sie nicht, und Bücher, sie zu lernen, gab es damals auch noch nicht. So singen sie eben an erst zu lernen. In Trankebar war ein Lehrer, der Kinder im Lesen und Schreiben unterrichtete. Zu diesem gingen die beiden Missionare und setzten sich mitten unter die Schulkinder, um lesen zu lernen. Nach einem halben Jahre konnten sie bereits mit den Heiden in ihrer Sprache sich unterhalten. Sie übersezten nun den Katechismus Luthers samt etlichen unserer alten herrlichen Lieder, und dies Büchlein ist das erste christliche Buch in indischer Sprache gewesen; hierauf übersezten sie auch das Neue Testament. Und dann singen sie an, lernbegierigen Heiden Unterricht zu geben, und bald kamen mehr und mehr herzu, um die Botschaft der Missionare zu hören.

Aber ihr Werk stieß auf mancherlei Hindernisse, und das erste und größte Hindernis waren, wie auf allen Missionsgebieten, die Christen selber, die Handels halber in Trankebar waren. Es waren Christen dem Namen nach, machten aber ihrem Christennamen wenig Ehre. Ein Inder fragte einmal, ob denn die Prediger in der Kirche zum Fressen und Saufen ermahnten? Und als man fragte, wie das gemeint sei, antwortete jener Heide: Sobald eure Leute den Fuß aus der Kirche setzen, gehen sie in das Wirthshaus. Dazu merkten die Heiden natürlich bald, daß jene Christen ein habfüchtiges Volk seien und nichts als Erdengüter beehrten. Als nun die Missionare auch bei diesen Christen Ernst machten, gab es Haß und Feindschaft, selbst Mißhandlungen, einmal wurden sie sogar vier Monate ins Gefängnis gesperrt.

Aber gleichwohl ging des Herrn Werk vorwärts. Sie predigten das Wort unter den Christen in Trankebar; sie unterrichteten die Heiden, die herzu kamen. Jeden Montag zogen sie hinaus in das Land mitten unter die Heiden, ihre Schulkinder nahmen sie mit, ließen sie unter freiem Himmel ein Lied singen, beteten mit ihnen und hielten eine Kinderlehre — Alles den Heiden zu Gute, die von allen Seiten kamen, zu sehen und zu hören, was es denn Neues da gebe. Und des Herrn Wort kam nicht leer zurück. Noch war kein Jahr verflossen, so durften sie bereits 5 Heiden taufen. Nach 5 Jahren waren der Getauften bereits 100, und als 50 Jahre vorüber waren, so waren es 7 Missionare, und der Getauften aus den Heiden waren bereits in die Tausende. Damit war denn ein guter

Anfang gemacht in Ostindien. Den ersten Missionaren folgten bald andere nach, im vorigen Jahrhundert sind aus Deutschland mehr denn 50 Missionare nach Ostindien gezogen, und manche unter ihnen haben Schaaren zur Seligkeit unterwiesen. Noch heutzutage steht Etllicher Gedächtnis selbst unter den Heiden im Segen.

Aber mit dem Ende des vorigen Jahrhunderts trat eine böse Zeit ein. Unser Volk, das fast 100 Jahre lang Missionare geschickt, hat, weil es seinen Glauben selber nicht mehr werth hielt, auch Ostindien vergessen, weder Prediger noch Gelder kamen mehr aus deutschem Lande, das Missionswerk kam in Abnahme, und die Gemeinden in Ostindien kamen in Verfall. Es mußte erst wieder ein neuer Anstoß zur Missionsfache kommen. Gerade in jener Zeit, als keine deutschen Missionare mehr kamen, hat endlich England, das so lange fort mit Indiens Schätzen sich bereichert hatte, seiner Christenpflicht gedacht; mit dem neuen Jahrhundert erwachte in England ein Eifer für die Mission. Bald schickte England Missionare nach Ostindien, und wie die Engländer ein reiches Volk sind, so geschah es bald in großer Anzahl; Nordamerika folgte bald nach. Da hat endlich auch unser deutsches Volk seiner verlassenen indischen Gemeinden gedacht und wieder Missionare geschickt.

Und wenn man fragt, wie es denn heutzutage in Ostindien steht, so ist freilich der erste Blick noch ein trauriger. Ostindien ist immer noch ein Heidenland, Millionen von Heiden leben noch dort, das Volk im Ganzen und Großen ist immer noch ein Heidenvolk. Aber gleichwohl ist dort vieles geschehen. Vor nicht 200 Jahren sind die beiden ersten Missionare in Ostindien angekommen, und jetzt zählt man ungefähr 600 evangelische Missionare in jeuen Vanden; es giebt etwa 400 evangelische Kirchen, wo regelmäßiger christlicher Gottesdienst gehalten wird; der getauften evangelischen Christen zählt man bereits mehr denn 300,000. Das alles lautet viel und ist auch wirklich viel, wenn man bedenkt, daß das alles ein freies Liebeswerk der Christen ist, hervorgegangen aus den Missionszwecken einzelner Christen. Aber vergleicht einmal diese Zahlen: 200 Millionen Menschen giebt es in Ostindien, und 300 Tausend sind getauft, und vertheilt man die 600 Missionare im Lande, so kommt ein Missionar auf ungefähr 300,000 Jnder. Da lautet die Rechnung anders, und ihr seht, wie viel in Ostindien noch zu thun ist.

Auszug aus „Schlier, Missionsstunden“.

### Kürzere Nachrichten.

— Unser Theologisches Seminar hat sein gegenwärtiges Studienjahr mit einer größeren Zahl Studirender eröffnet als irgend ein früheres Jahr. Da sich die Unterhandlungen mit Aussicht auf eine etwaige Verlegung der Anstalt an die Stadtgrenze zerklagen hatten, wurde noch im August die gründliche Ausbesserung und Vervollständigung des alten Seminargebäudes in Angriff genommen, und mit verhältnismäßig geringen Kosten ist das Gebäude auf eine ziemliche Reihe von Jahren hinaus ganz bedeutend zweckentsprechender und ansehnlicher geworden, als es je gewesen ist.

— Am Sonntag, dem 23. August, ist zu St. Louis, Mo., in einem Alter von 73 Jahren nach 44 jähriger Ehe Frau Christiane Emilie Walther, geb. Büniger, Herrn Prof. Dr. Walter's Ehegemahl, nach schmerem Leiden sanft und in

Gott selig entschlafen. In ihr ist eine schlichte, demüthige Christin, eine umsichtige, nie müßige, in oft und viel in Anspruch genommener Gastfreundschaft fürsorglich emsige Hausfrau, eine bewährte, edle Pfarrfrau, eine sorgsam liebevolle Studentenmutter, eine getreue Freundin und Nachbarin nach langem Arbeitstag zum seligen Feierabend gekommen und zur ewigen Ruhe der Heiligen eingegangen. Den ehrwürdigen Witwer wolle der Gott alles Trostes an seinem nun einsam gewordenen Lebensabend kräftig aufrichten mit dem Troste, damit er selber so viele getröstet und andere trösten gelehrt hat.

— An Stelle der früheren „Wittenberg Academy“, die von Gliedern der Missourisynode ins Leben gerufen, aber seit einiger Zeit außer Thätigkeit gesetzt war, ist nun eine Waisenanstalt, das „Martin Luther Waisenhaus“ errichtet worden, in welchem ausgesprochenenmaßen auch Waisenkinder aus Gemeinden unserer Synoden Aufnahme finden sollen. Zu dem Grundstück, das seiner Zeit die Eisenbahngesellschaft für die Academy geschenkt hatte, ist jetzt, da das Land dort noch billig ist, gleich noch ein Vierzigackerstück hinzugekauft worden, auf welchem später die Waisenanstalt einen großen Theil ihrer Lebensmittel wird ziehen und Weide und Winterfutter für die Rühe gewinnen können.

— Es verlautet, daß dem papistischen Geschichtsschreiber Janßen, einem giftigen Feind des Luthertums, der in seinem Werk über die Geschichte Deutschlands Luthern und die lutherische Reformation derge schichtlichen Wahrheit zum Trost verlästert hat, eine Professur in der geplanten papistischen Universität zu Washington mit einem Gehalt von \$10,000 angeboten worden sei, daß aber der Herr Doctor die Sache abgelehnt habe.

### Büchertisch.

Dr. Martin Luthers sämtliche Schriften, herausgegeben von Dr. Joh. Georg Walch. Zehnter Band. Katechetische Schriften und Predigten. Neue revidirte Stereotypausgabe. St. Louis, Mo. Luth. Concordia-Verlag. 1885.

231 und 2327 Spalten Quart., ganz in Leder gebunden; Preis \$5, Porto 60 Cts.

An der Reihenfolge, in der die Bände der alten Walch'schen Lutherausgabe in dieser neuen Ausgabe ans Licht gestellt werden, sieht man sofort, daß diejenigen, welche die Leitung dieses großartigen Unternehmens in Händen haben, darauf bedacht sind, mit dieser Lutherausgabe dem lutherischen Christenvolk im allgemeinen zu dienen und deshalb zunächst diejenigen Schriften Luthers erscheinen zu lassen, welche vor anderen in den Häusern und Händen lutherischer Gemeindeglieder sein sollten und ihnen, wenn sie darin studiren, die reichste Ausbeute für ihr Wachstum in christlicher Erkenntnis gewähren können. Nachdem deshalb im I. und II. Band die herrliche Auslegung des ersten Buchs Mose und in den weiterhin erschienenen Bänden XI, XII und XIII a. b. der alten Ausgabe die köstlichen Predigtsammlungen, die Kirchenpostille und die Hauspostille, zur Ausgabe gelangt waren, ist nun der X. Band in neuer Ausgabe fertig gestellt worden. Es ist gar keine Frage, daß, wenn man dem großen Volk in den lutherischen Gemeinden Rechnung tragen und dessen Bedürfnisse maßgebend sein lassen wollte, gerade dieser Band jetzt an der Reihe war. Derselbe kann mit vollem Recht bezeichnet werden als eine gründliche und reichhaltige Ausführung

aller Hauptstücke des Katechismus in vollständigen Schriften Dr. M. Luthers. Diese Schriften sind nach dem Kleinen Katechismus geordnet, so daß, auch ohne das Sp. 204—217 gegebene Inhaltsverzeichnis zu benutzen, der Leser, welcher in seinem Kleinen Katechismus daheim ist, bald finden kann, was er sucht, wenn er z. B. über das vierte Gebot, über die erste Bitte, über die heilige Taufe etwas lesen will. Ueberhaupt mag er an irgend einer Stelle das Buch aufschlagen, so zeigt ihm ein Blick auf die Ueberschrift der linker Hand liegenden Seite sofort, wo er ist. Die Herausgeber haben auf diesen Band besonders viel Arbeit und große Kosten verwandt. „Die von Walchs Mitarbeitern angefertigten Uebersetzungen der lateinischen Schriften mußten vielfach corrigirt, ja zumeist durch neue Uebersetzungen ersetzt werden.“ Ein in der Person des Herrn Kandidaten Bayer gewonnener trefflicher Mitarbeiter hat ein volles Jahr fleißiger Arbeit dem Werke gewidmet. Ein genaues Sachregister am Ende des Bandes erleichtert das Auffinden der Stellen, in denen einzelne genauer bestimmte Materien behandelt sind, und es sei hier besonders darauf aufmerksam gemacht, daß in diesem Bande über mancherlei schwierige Fragen und Fälle, die im christlichen Leben, besonders auch im Gemeindeleben vorkommen, Auskunft und Aufschluß gegeben wird.

Dies zur Beschreibung des Buches; zu empfehlen brauchen wir es lutherischen Lesern nicht weiter; ihnen ist die Beschreibung Empfehlung genug. Kinder, die für den Vater ein Weihnachts- oder Geburtstagsgeschenk suchen, haben hier, was sie brauchen. G.

Biblische Geschichten für Unterklassen. St. Louis, Mo. Lutherischer Concordia-Verlag. 1885.

151 Seiten, Schulband; Preis 20 Cts.

Dies neue Schulbuch mit seinen 77 Historien und 72 eigens für dasselbe hergestellten wohl gelungenen Illustrationen, das auch nach Druck und Papier vorzüglich ausgestattet ist, müssen wir als das schönste Buch seiner Art bezeichnen, das uns je vor Augen gekommen ist, und wir möchten dasselbe rückhaltlos allen Lehrern zur Einführung für die Stufe, für welche es bestimmt ist, empfohlen haben. G.

### Kirchweihe.

Am 13. Sonntag n. Tr., als am 30. August, wurde die Kirche der neugegründeten St. Pauls-Gemeinde zu Brownsville, Wis., ein freundliches, auf der schönsten Stelle des Dorfes errichtetes Gebäude mit weithin sichtbarem Thurm und weithin hörbarer Glocke, feierlich dem Gebrauch übergeben, dem es fortan verbleiben soll. Die Festgäste aus jener an lutherischen Kirchen und Gemeinden reichen Umgegend waren sehr zahlreich erschienen, unter ihnen solche, die schon zum siebenten Male, seit sie dort wohnhaft sind, an einer Kirchweihe theilnahmen. Ein älliches Frauchen war dreizehn Meilen zu Fuß herbeigepilgert, um der Feier beizuwohnen. Im Vormittagsgottesdienst, der mit Gebet und Schriftlection eröffnet wurde, predigte zuerst Herr Pastor Kilian der mit dieser Predigt zugleich sein Amt als Pastor dieser neuen Filialgemeinde antrat. Dann hielt auch Herr Pastor Conrad aus Theresa, der den größten Theil der Kirchengeschichte jenes Theiles von Wisconsin mit durchlebt hat, noch eine Ansprache an die große Versammlung, die nicht

nur das Innere der Kirche füllte, sondern zum Theil auf dem Hofraum vor der Kirche sich anstrengte, zu hören, was geredet wurde. Da in der Nachbarschaft noch ziemlich viele englischredende Amerikaner ansässig sind, so wurde des Nachmittags, nachdem die entfernter wohnenden Gäste über Mittag die splendide Gastfreundschaft der nächsten Gemeindeglieder erfahren hatten, ein englischer Gottesdienst gehalten, der wiederum so gut besucht war, daß viele, die gekommen waren, keine Plätze mehr in den Gängen fanden, und in welchem Unterzeichner die Predigt hielt.

Möge der lieben jungen Schwestern-Gemeinde ihr schmuckes Gotteshaus eine Stätte reichen Segens in himmlischen Gütern sein und bleiben. G.

## Ordination und Einführung.

Am 19. Juli, als am 7. Sonntage n. Tr., wurde der Kandidat der Theologie, Herr Christian A. F. Döhler, zu Watertown und St. Louis ausgebildet und von der Gemeinde zu Ahnapee, Wis., berufen von dem Unterzeichneten, welchen das ehrw. Synodalspräsidium mit diesem Auftrage beehrt hatte, ordinirt und eingeführt.

Der Herr, der Lehren der Gerechtigkeit giebt, erfülle an seinem Diener seine Verheißung: „Die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt.“

Forestville, Wis.

A. G. Döhler.

Adresse: Rev. Ch. A. F. Döhler,

Ahnapee, Wis.

## Missionsfeste.

Am 6. Sonntag n. Tr. feierte die ev.-luth. St. Johannes-Gemeinde zu Red Wing, Minn., ihr jährliches Missionsfest. Der liebe Gott schenkte herrliche Witterung und machte es möglich, daß auch zahlreiche Festgäste aus den Filial-Gemeinden am Feste theilnehmen konnten. Am Vormittag predigte Unterzeichner über innere, am Nachmittag Herr Pastor A. Dpitz über äußere Mission. Die Collecte, die unserer Anstaltskasse überwiesen wurde, betrug \$30.

D. Hoyer.

Am 7. Sonntag n. Tr., dem 19. Juli, feierten die beiden lutherischen Gemeinden in Town Forest ihr jährliches Missionsfest in der Kirche der St. Paulus-Gemeinde. Als eingeladene Festprediger waren erschienen die Herren Pastoren Phil. Köhler und Martin Denninger. Das Wetter war günstig, und so füllte sich die Kirche mit den Gliedern beider Gemeinden und auch einigen Gästen aus anderen Gemeinden und Fremden. Herr Pastor Köhler predigte Vormittags über 1. Cor. 16, 8. 9. und gab zwei Gründe an, außer dem Befehle des Herrn, die uns bewegen sollen dem Werke der Heidenmission ohne Wanken treu zu bleiben:

1) Uns ist eine große Thür aufgethan. 2) Es sind viele Widerwärtige da.

Nachmittags war die Kirche nicht ganz so voll, da es sehr heiß und schwül geworden war. Herr Pastor Denninger gab als Beweis der Erfüllung der Weisung Jes. 2, 4.: Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen, einen Bericht aus dem Missionsleben des Missionärs Denninger. Er zeigte in anschaulicher Weise daran

die Schwierigkeiten der dabei nöthigen geistigen und leiblichen Arbeit, die scheinbare lange Erfolglosigkeit, die Gefahren, aber auch die erfreulichen Erfolge des Missionswerkes unter den Heiden. Missionar Denninger hatte zuerst auf Borneo gearbeitet, bis ein Blutbad, durch welches mehrere Missionare mit ihren Familien getödtet worden waren, ihn, der glücklich entronnen war, vertrieb, dann auf Sumatra und endlich auf Nias, an der Westküste Sumatras. Erst nach neun-jähriger Thätigkeit zeigten sich die ersten Früchte, jetzt besteht dort eine Gemeinde von mehr als 300 Seelen.

Zuletzt machte der Ortspastor noch auf Grund von Matth. 9, 37. 38. eine kurze Rußanwendung und zeigte, was wir zu thun haben, um am Missionswerke theil zu nehmen. Die Ausschmückung der Kirche und zwischen eingelegte Gesänge des Gesangchors der Gemeinde trugen zur Verschönerung des Festes bei. Die Collecte ergab \$42.81, welche zur Hälfte der Heidenmission, zur andern Hälfte unseren Lehranstalten zugewiesen wurde.

Der Herr lasse auch dieses Fest Segen wirken zu seines Namens Ehre, zum Aufbau seines Reiches und vieler Seelen Seligkeit. Amen.

E. Mayerhoff, Ortspastor.

Am 14. Sonntag n. Tr., dem 6. September, feierte die Gemeinde bei Lake Mills ihr jährliches Missionsfest in ihrer festlich geschmückten Kirche. Obwohl der Himmel trübe war, hielt Gott doch den Regen zurück, sodaß eine recht stattliche Versammlung in zwei Gottesdiensten dem Worte Gottes lauschte, welches sie zur Hilfe am Missionswerk ermunterte. Vormittags predigte Pastor L. Hagedorn über äußere, und Nachmittags der Unterzeichnete über innere Mission.

Die Collecte betrug \$49, welche Summe für Heidenmission, Seminar und College getheilt wurde.

Jefferson, Wis., 9. September 1885.

H. Vogel.

## Aufforderung!

Behufs Gründung einer Local-Lehrer-Conferenz werden alle Collegen von Watertown und Umgegend, die sich dieser Konferenz anschließen wollen, dringend gebeten, am 26. September sich in Watertown im College-Gebäude zu versammeln.

Jefferson, den 26. August 1885.

L. J. F. Meyer.

## Zu gefälliger Beachtung.

Pastoren, die eine Anzahl Freieemplare von No. 1 des „Gemeindeblattes“ zur Vertheilung behufs Gewinnung neuer Abonnenten zu haben wünschen, sind gebeten, sich an Herrn Pastor Jäkel zu wenden, der, so weit der Vorrath reicht, mit Zusendungen zu dienen bereit ist. G.

## Conferenz-Anzeige.

Die gemischte Pastoral-Conferenz dritten Districts von Minnesota versammelt sich, s. G. w., bei dem Unterzeichneten vom 20. bis 22. October zu Good Thunder.

J. Schultenburg.

## Allgemeine Pastoral-Conferenz.

Dieselbe wird am 22. September, Dienstag früh 9 Uhr, in der Gemeinde zu Columbus, Wis., (Pastor Koch) zusammentreten.

Anmeldungen werden bis spätestens den 10. September erwünscht.

## Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XX: PP Eichmann, 5.25; Koch, 5; Bender, 3.15; H Häfe, 3.15; A Pieper, 18.90; Thom, 3.15 (u. f. W Hill 1.85); Jennist, 7.30.

Die Herren: F Bloch 5.25; Wm Wagner 15; Wömpener 1.05; Fritze 15.

Jahrg. XXI: P Steyer (f. Rogge) 1.05; P L Junfer 1.05, P Stiemte 12.75; P Daib 1.05.

Die Herren: Wm Gräbner 1.05; Eiselmeier 1.05.

Jahrg. XIX, XX: PP Haß 2.10; L F Frey 25 Cts., 4.20.

Herr Lindemann 2.10.

Jahrg. XX, XXI P Dammann 1.05, 4.20. Herr Eckhoff 2.10.

Jahrg. XIX, XX, XXI: Herr G Mücke 3.15.

Jahrg. XVIII, XIX, XX: Herr Ab Rafter 3.15.

E. J. Jäkel.

Für das Seminar: Frau Pastor Waldb, Dankopfer für gnädige Durchhilfe bei gefährlicher Operation \$25; P Jäkel, von N. N. \$10, Taufcoll., gef. bei Herrn Gottfried Griebing \$5.05, Taufcoll., gef. bei Herrn Georg Brumber \$10, vom Frauenverein für arme Studenten \$10.

Für das Reich Gottes: Von Herrn Andra \$1.

Zubeldollar: Von Frau Steinacker \$1.

E. J. Jäkel.

Für das Seminar: Auf der Hochzeit des P F Grebe mit Ida Bethke wurden gesammelt und dem Unterzeichneten übergeben \$10.

A. Höncke.

Für die Witwen-Kasse: Durch P G W Albrecht, gef. auf der Hochzeit des W Ludow \$5; P Reybel, Dankopfer von Frau A Gauger \$2; P Waldb, vom Frauenverein \$15, pers. B. \$5, von G Hartwig, Dankopfer für Genesung \$2; P Günther, Coll. \$3.39, und pers. Beitrag \$4.

Joh. Bading.

Für den Seminar-Haushalt: Durch P J Freund, Buffalo City, Wis., \$6.

Für arme Studenten: Durch P A F Gräbner, Glades Corner, Wis., Coll. fr. Gem. \$3.70, persönlicher Beitrag \$1.30.

E. Rog.

Für die Gemeinde in Green Bay von Herrn Prof. E. Rog \$2 erhalten zu haben bescheinigt mit herzlichem Dank

E. Dornfeld.

## Schulbücher.

Im „Nordwestlichen Bücher-Verlag“ sind erschienen folgende Schulbücher, die in unserer Synodalsbuchhandlung zu den beigelegten Preisen zu haben sind.

### Dr. Martin Luthers Kleiner Katechismus

mit  
Erklärung.

Bearbeitet auf Grund des Dresdner Kreuzkatechismus, und herausgegeben von der

ev.-luth. Synode von Wisconsin u. a. St.

Preis: einzeln 30 Cents, das Duzend \$3.00.